

Erinnerungen an die Wurzeln unserer Familie in Gleiwitz

„Warum interessierst Du Dich denn für Schlesien?“ fragte mich meine Cousine Annemarie, als ich ihr von der Reise im Oktober 2010 nach Gliwice/Gleiwitz erzählte.

Tatsächlich ist mein Leben sehr nach Westen ausgerichtet, obwohl ich in Berlin geboren (1941) und nach Ausbombung 1943 mit Mutter und Bruder nach Schlesien (Sprottau) in die Nähe der Verwandten mütterlicherseits geflohen bin. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges fanden wir meinen Vater dank seiner Verwandten in Wuppertal



wieder und konnten meine Eltern mit großen Anstrengungen dort eine neue Existenz aufbauen. Aber als Heimat habe ich diese Stadt nie empfunden. Stattdessen entwickelte sich bei mir eine große Begeisterung für Frankreich. Im Sommer 1959 durfte ich als Au-Pair-Mädchen vier Wochen in einer Pariser Familie verbringen, deren Großvater als junger Mann den Ausbruch des Ersten Weltkrieges im belgisch-deutschen Grenzgebiet erlebt und durch eine deutsche Kugel eine solche Kriegsverletzung erlitten hatte, dass er seinen linken Arm kaum mehr gebrauchen konnte. Trotzdem waren bereits seine Kinder von deutschen Au-Pair-Mädchen gehütet worden, wie auch die Enkel durch mich deutsche Kinderlieder und Märchen kennen lernten. Diese Enkelinnen sind längst Freundinnen unserer Familie, besonders auch unserer Töchter geworden. Nach dem ersten Aufenthalt konnte ich nicht nur durch viele Reisen, sondern auch durch zwei Studienjahre Frankreich intensiv kennen lernen. Meine Freude war groß, als ich wunschgemäß meine erste Stelle als Studienrätin in einem Gymnasium im Kreis Aachen antreten konnte, brauchte ich von dort doch nur Belgien zu durchqueren, um in Frankreich zu sein. Meinen Mann, der am altsprachlichen Gymnasium nur wenig Französisch gelernt hat, zudem während seiner Jugend im Ruhrgebiet eher Abneigung als Sympathie für Frankreich vermittelt bekommen hatte, konnte ich bereits in unseren ersten Ehejahren mit meiner Begeisterung anstecken.

Seit einiger Zeit aber interessiere ich mich mehr und mehr für die Geschichte meiner mütterlichen Verwandtschaft. Ein Foto der Familie (siehe rechts), unserer Großeltern Julius und Emilie Leppich mit allen 16 Kindern, aufgenommen etwa 1915, und eine Postkarten-Ansicht (siehe erstes Bild) des Anwesens in Gleiwitz hatte ich bereits früh als kostbare Erinnerung verstanden. Als Kind waren mir aber Namen wie Ober-, Niederschlesien, Lausitz, auch Thüringen nur aus den Erzählungen meiner Mutter vertraut und wirkten auf mich so weit entfernt wie das Wort Riesengebirge sich allenfalls mit Gedichten und Märchen verband. Wenn es durch Grenzkontrollen und Schikanen schon schwierig war, in meine Geburtsstadt Berlin zu reisen, so war eine Reise in die damalige DDR erst recht unmöglich. Und die Idee, nach Schlesien fahren zu können, schien mir so unvorstellbar, dass ich sogar bei einem Urlaub in Cottbus nach dem Mauerfall nicht realisierte, wie nah wir uns an Sprottau befanden, wohin meine Großeltern ca 1920 von Gleiwitz aus übergesiedelt waren.



Erst ein Tagesausflug, den wir 2009 von Berlin nach Frankfurt/Oder unternahmen, brachte für meinen Mann und mich die Erfahrung der Nähe Polens. Und nun stellte ich mir die Frage neu, auf die Tante Felizitas Krause, geb. Leppich, nur vage geantwortet hatte: warum sieht das Gelände vor dem Eckgrundstück wie eine Uferböschung aus, wenn es aber gar kein Wasser, weder Fluss noch Bach gab? Natürlich war mir bewusst, dass es eine unbedeutende Beobachtung war. Aber es war der Auslöser. Schließlich gab es überdies die Möglichkeit, die Größe des Anwesens, in der die Familie mit so vielen Kindern nicht nur gewohnt, sondern auch eine Möbelfabrik und ein Möbelgeschäft besessen hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Stolz war auch von einem Theater, ja sogar von einem Schwimmbad, für mich nur als Wannenbäder vorstellbar, erzählt worden. Aber was ist davon noch übrig? Wie mag das alles heute aussehen? Wie viel stimmte überhaupt davon? Schließlich hatte ich als Kind den Ton sehr genau gespürt, wie abfällig von den Flüchtlingen mit den angeblich sagenhaften und unglaublichen, besser unglaubwürdigen Besitztümern im Osten gesprochen wurde. Aus der Sicht der Einheimischen, die 1945 im wahrsten Sinne des Wortes Platz machen mussten für

die vielen, die durch den Krieg ihr Hab und Gut, aber auch ihre Heimat verloren hatten, konnte ich diese Skepsis durchaus verstehen, zumal ich mich selbst dank der väterlichen Wurzeln in Wuppertal nicht wirklich als Flüchtling fühlte.

Der Zufall wollte es, dass mein Mann und ich während eines Berlin-Aufenthaltes den Sonntag, 17. Oktober 2010, als Reisetag nach Gleiwitz wählten, um den folgenden Tag, an dem meine Mutter dort als Jüngste der 16 Kinder vor 99 Jahren geboren war (aber verstorben 1978 in Bonn) als ihren Geburtstag zu "feiern". Die erste Überraschung bei der Planung war, dass wir im Hotel Diament sogar in unmittelbarer Nähe zu ihrem Geburtshaus in der damaligen Wilhelmstraße, heute ul. Zwyciestwa¹, übernachten konnten. Bei der Zeitplanung durch die Zugverbindungen von Berlin nach Gleiwitz überraschte uns noch mehr die Größe unseres Vorhabens, so dass wir auf den Abstecher nach Sprottau verzichten mussten. So weit hatten wir uns den Weg in den Osten und wieder zurück doch nicht vorgestellt. Übrigens verlangte unser Reisewunsch den Bahnangestellten im Reisezentrum offensichtlich Ungewohntes ab, so dass wir froh waren, als wir nach langem Suchen und



Diskussionen die Fahrkarten Berlin-Gliwice mit Umsteigen in Posen über Breslau in Händen hatten. Auch der für uns inzwischen ungewohnte Geldumtausch verlief in einer Wechselstube im Bahnhof Zoo unproblematisch, genauso wie der Rücktausch der Zlotys in Euro nach der Reise.

Im kaum besetzten Warschau-Express hatten wir bis Posen ein schönes, gepflegtes Abteil für uns allein. Die Weiterfahrt dagegen stellte einen deutlichen Kontrast dar. Schon zu Beginn dicht besetzt wurde der Zug immer voller, lauter, ungemütlicher. Aber die Möglichkeit, die Menschen und die Landschaft so gut und entspannt beobachten zu können, ist für uns wichtiger als die in vieler Hinsicht bequemere Autofahrt. So staunten wir über das weite, meist dünnbesiedelte Land, und ich stellte mir vor, wie die Verwandten oftmals diese Strecke nach Berlin unternommen hatten

¹ Hotel Diament
ul. Zwyciestwa 30, 44 – 100 Gliwice;
tel.: + 48 32 231 22 44; fax: + 48 32 231 72 16; e-mail: gliwice@hotelediament.pl
außerdem: Hotel Diament economy, ul. Zwyciestwa, 42, gliwicep@hotelediament.pl

auf Holzbänken der 3. Klasse, wie ich sie als Kind noch in Erinnerungen hatte, oder vielleicht doch bequemer.

Bei der Ankunft in Gleiwitz profitierten wir von den guten Ortskenntnissen, die uns vor allem mein Cousin Raimund Kluber im Vorfeld vermittelt hatte. Seine Eltern waren mit ihrem Lebensmittelgroßhandel bis 1945 in Gleiwitz geblieben. Raimund allerdings war unmittelbar nach dem Abitur als Soldat eingezogen worden und nachher nie wieder in Gleiwitz gewesen. Seine guten Kenntnisse verdankt er nicht nur seinen Jugenderinnerungen sondern auch dem Internet, das ihm speziell zur Kenntnis einer Doktorarbeit der Universität Bonn² verholfen hat. Wir brauchten also nur den Bahnhofsvorplatz zu überqueren und geradeaus die Wilhelmstraße zu betreten. Und schon leistete der Fotoapparat seine ersten Dienste. Schneller als erwartet gelangten wir an die Stelle, wo das Eckhaus, das ich von der Postkarte seit Jahrzehnten kannte, trotz erwarteter Veränderungen gut zu erkennen war. Und die Frage nach der Bodengestaltung hatte sich zwar ebenfalls im Vorfeld bereits erklärt, war nun aber bestens anschaulich. Ein Seitenarm der Klodnitz war ca 1880 zugeschüttet worden, „um der Stadt durch die Anlage einer Promenade ein eleganteres Gepräge zu geben“, wie ich in der o.a. Dissertation gelesen hatte.

Auf der Suche nach unserem Hotel Diamant sahen wir das kleinere Hotel gleichen Namens innerhalb der Häuserzeile (Diamant economy). Unser Hotel dagegen bildet als Eckgrundstück das Pendant zu dem großelterlichen Anwesen. Dort blickten wir vom Fenster unseres Zimmers aus sogar auf den kleinen Fluss Klodnitz, dessen Böschung der Ansicht auf unserer Postkarte entspricht.

Welches Glück wir aber mit der Wahl des Termins hatte, stellte sich bei der ersten Erkundung des gesamten Gebäudekomplexes heraus, als wir um die Ecke des großelterlichen Hauses Nr. 28 herum an der Promenade entlang gingen. Dort fanden wir Fassade und Gestaltungsmerkmale des von uns



gesuchten Theaters einschließlich eines eher bescheiden wirkenden Eingangs. Vor

² Jolanta Rusinowska_Trojca, Städtebau und Wohnarchitektur des 19. Jahrhunderts in Gleiwitz (Gliwice), Dissertation, Universitäts- und Landesbibliothek Bonn; Veröffentlicht 2005
Komplette Version pdf-Dokument (Achtung: 19 MB)

allein aber war die Tür geöffnet und Plakate luden zum Besuch einer Mineralien- und Schmuckausstellung mit Verkauf ein. Ein Eintrittspreis war zu entrichten, und schon standen wir im Theatersaal, der dicht gefüllt mit den Verkaufsständen war. Was für



eine Atmosphäre! Jeder Stand hatte seine eigene Beleuchtung, aber ringsherum alles dunkel. Die Wände, die Bühne, die beiden Ränge, alles bis zur Decke noch schwarz vom Feuer, das von russischen Soldaten, nachdem sie im Januar 1945 Gleiwitz besetzt hatten, gelegt worden war, vielleicht aus Frust, weil die Stadt

ansonsten wenig Kriegsschäden erlitten hatte. Mir fielen die Schilderungen meines Cousins Raimund ein, der als Schüler seine Schwester Dr. Nela Kluber, die als Theaterärztin regelmäßig Dienst hatte, begleiten durfte. Als Beispiel nannte er die Oper „Zar und Zimmermann“ von Lortzing. Ebenso begeistert war er von den Besuchen des Hallenbades, in das er regelmäßig zum Schwimmen gegangen war.

Die Einrichtung der Wannenbäder erklärten meine Mutter und ihre Geschwister mit der sozialen Einstellung meines Großvaters Julius Leppich, denn in den wenigsten Häusern dürften sich zu der Zeit Badewannen befunden haben.



15. Hotel „Wiktoria“ (Victoria), ok. 1913 r.

Nach diesem für mich besonders anrührenden Erlebnis fand ich noch einen Hinweis auf die vergangene Zeit. In einer der Toreinfahrten von der Wilhelmstraße (Nr. 26, Bild auf der nächsten Seite) aus sind noch Reste von Schienen erhalten, die sich m.E. nur erklären lassen, wenn man sich die schweren Fahrzeuge vorstellt, die die Möbelfabrik meines Großvaters belieferten. Welche Bedeutung die Auswahl der Bäume in den Wäldern der Umgebung durch ihren Vater und danach der Transport zur Bearbeitung in der Werkstatt hatte, hat eine der Schwestern meiner Mutter, Editha Leppich, in ihren unveröffentlichten Lebenserinnerungen anschaulich erzählt.



Für den Rest des sonntäglichen Nachmittags gestaltete sich die weitere Spurensuche im herbstlichen, eher ungemütlichen Wetter als Gang ins Zentrum, wo der Marktplatz gerade eine große Baustelle war, der neu gepflastert wurde. Man ahnte jedoch, wie schön dieser Platz rund ums Rathaus mit hübschen Häusern ringsum bald sein würde.

Dass eines dieser Häuser, das Café Eduard Schnapka, das Elternhaus der Cousine Annemarie Kacirek, geb. Leppich, war, habe ich erst im Nachhinein erfahren. Annemarie erinnert sich gut an die Teilung des Hauses: eine Hälfte Kleinmöbel, das Geschäft ihres Vaters Richard Leppich, die andere das Café des Großvaters mütterlicherseits. Dieses Café wurde zur Zeit, als Annemarie Kind war, in ein Automatencafé umgewandelt, nur anders, als wir heute vermuten würden: hinter Sichtblenden fungierten Angestellte als „Automaten“. Aber als Werbegag scheint das System erfolgreich gewesen zu sein.

Beeindruckt haben uns die vielen Kirchgänger jeden Alters, die in der Kirche zum Hl. Kreuz die Rosenkranzandacht besuchten. Am Ende wechselten die Besucher. Einige verließen die Kirche, andere kamen neu zur Feier der Hl. Messe hinzu. Und jedes Mal war die Kirche voll.

Natürlich haben wir auch Proben der schlesischen Küche gekostet, wobei es mehr sprachliche Probleme zu bewältigen gab als gedacht. Im Hotel Diament und dem zugehörigen Restaurant konnten wir uns sehr gut mit Englisch verständigen. In einem anderen Lokal in der Stadt halfen Gesten und komödiantenhaften Talente auf beiden Seiten. Ein Priester konnte uns mit Englisch die gewünschten Erklärungen zur Kirche geben.

Der folgende Montag brachte in sprachlicher Hinsicht dann aber doch die Überraschung, als wir mehreren jungen wie älteren Gleiwitzern begegneten, die sehr gut Deutsch sprachen.

Für die Begegnung im Museum, wo wir den Direktor der Historischen Abteilung, Herrn Damian Reclaw, kennen lernten, stand uns eine Dolmetscherin zur Verfügung. Leider konnten wir seinen Wunsch nach einem Original der Postkartenansicht nicht erfüllen. Das dürfte in den Kriegswirren verloren gegangen sein. Aber er konnte uns damit überraschen, dass er uns ein Exemplar in der Ansichtskartensammlung zeigte, in dem das Innere des Hallenbades abgebildet war. Außerdem zeigte er uns ein Exemplar aus der bisher dreiteiligen Reihe „Gliwice. znane i nieznanie“. Im Band II (S. 51 bis 55) hat er den Artikel über das Viktoria-Theater selbst verfasst und darin den Namen meines Großvaters „J. Leppich“ (S.52) erwähnt. Zusammen mit den Fotos von innen und außen berührt mich der Artikel trotz der Sprachschwierigkeiten sehr.



Wie andere Städte auch macht Gleiwitz mit Hinweisschildern auf die Namen und die Entfernungen der Partnerstädte aufmerksam. In der deutschen Partnerstadt Bottrop wohnt eine Freundin aus meiner Studienzeit, die mir inzwischen die Namen der Ansprechpartner vermittelt hat. Mit der französischen Partnerstadt Valenciennes

verbinden mich Erinnerungen aus meiner Studienzeit in Lille. Im Herbst 2009 erlebte ich überdies dort mit Freunden ein Wiedersehen anlässlich einer schönen Ausstellung der Fernöstlichen Blumenkunst, des Ikebana, mit Marcel Vrignaud aus Paris. Er war mehrmals in Aachen, um seine Ikebana-Kunst in Kursen, Ausstellungen

und Vorführungen darzubieten, und wir haben uns in Frankreich und Deutschland oftmals getroffen. Diese Freundschaft verdanken wir Editha Leppich, der Nr. 12 in der Geschwisterreihe, geboren 1904 in Gleiwitz, gestorben 1992 in Linz/Rhein. Sie war ca 1920 von Gleiwitz nach Berlin gekommen, wo sie u.a. ostasiatische Kunst und Kultur studierte. Von 1933 bis 1955 lebte sie in China und Japan. Bei ihrer Rückkehr nach Deutschland gründete sie eine Galerie für Ostasiatische Kunst in Köln und hat mit der Gründung der 1. Deutschen IKEBANA-Schule dort am 5.5.59 eine Erfolgsstory sondergleichen für die Ikebana-Kunst in der Bundesrepublik Deutschland eingeleitet. Editha Leppich und Marcel Vrignaud trafen sich 1965 als einzige europäische Vertreter in Tokyo bei der ersten Internationalen Ikebana-Ausstellung. Das war der Beginn einer Freundschaft, die mit unserer Tochter Cornelia und mir inzwischen auch auf die beiden nachfolgenden Generationen übergegangen ist, zumal wir beide die 1. Deutsche IKEBANA-Schule, das Lebenswerk unserer Tante, fortführen³.

Und so rundet sich mein Bericht von der Suche nach den familiären Wurzeln ab. Wo ich von der Reise nach Schlesien erzähle, stoße ich auf Interesse. Gleichzeitig lese ich Zeitungsartikel über die Ereignisse von 1921 wie auch über die aktuelle politische Situation mit größerer Aufmerksamkeit als früher. Ich freue mich, dass weitere Cousins und Cousinen, auch der folgenden Generation, inzwischen Reisen nach Gleiwitz unternommen haben oder planen. Und ich würde mich freuen, wenn in dem Viktoria-Theater eine Ikebana-Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Chapter Valenciennes der Ohara-Schule und der 1. Deutschen IKEBANA-Schule stattfinden könnte.

Solche Projekte könnten der Erinnerung an die Reichtümer aus der Vergangenheit und der Pflege der freundschaftlichen Beziehungen in der Gegenwart und für die Zukunft dienen.

Aachen im Juli 2011

Renate Kronauer

³ Weitere Informationen: www.erste-deutsche-ikebana-schule.de